



Die Dame in Meergrün. Eine Skizze aus der Gesellschaft.

Die Salons des Königl. Generalkonsuls zu Berlin waren durchflutet von einem Meer von Licht. Die Generalkonsulin gab ihren dritten Gesellschaftsabend der letzten Winterhalbjahre. Die ausgestatteten eleganten Räume waren überfüllt. In der Viktoriatrasse standen die Gastpauzen in langen Reihen. Der Strom der Gäste, der sich die breite, teppichbedeckte Treppe heraufwärts und in die weitläufigste Säle der Villa hinüber bewegte, ergoß sich in die Enden nehmen zu wollen. Für jeden einzelnen dieser Gäste hatte die Dame des Hauses ein lebenswürdiges Wort des Empfanges, für die meisten auch einen Handdruck.

„Ah, sieh da!“ „Wie freue ich mich, Sie zu sehen!“ „Selen Sie herzlich willkommen!“ „Auch Sie, der sich so rar macht, wie ein Phönix!“ „Willkommen, Frau Baronin, willkommen!“ „Ah, Herr Professor, wie geht es Ihnen?“ „Da sind Sie ja endlich, Frau Ge. elmrath!“ „Ihr Sohn, Herr Major, kommt der nicht auch?“ „Ei, welche reizenden Blumen, gnädigstes Fräulein!“ „Wo bleiben Ihre Töchter, Frau Kommerzienrätthin?“ „Wo befinden Sie sich, Herr Graf?“ „Das ist schön von Ihnen, Frau Director!“ „Ralt ist's draußen? Das glaub' ich.“ „Guten Abend, Excellenz! Wie gütig, daß Sie kommen!“

So kam es unaufhörlich aus dem Munde der Generalkonsulin.

„Kaffen Sie mich einen Augenblick hier bei Ihnen versetzen,“ flüsterete ein weißköpfiger, vornehm aussehender Herr der Gaftegebin zu. „Ich möchte gern sehen, wer die Dame ist, die jeden mit uns hereinläßt. Ein wunderwunders Geschöpf, sage ich Ihnen. Eine ganz exquisite Schönheit!“

„Minen Sie vielleicht die Frau von B. Herr Baron? Oder das Fräulein B? Ist sie blond? Wie heißt die Frau B? Nein? Oder das Fräulein A. vom künftigen Theater? Auch nicht? Nun, dann müssen Sie schon warten, bis ich sie gesehen habe.“

„Da — dort kommt sie. Die mit dem hellblonden Haar! Dort — sie geht neben den Töchtern des Eisenbahndirectors G.“

In diesem Augenblick aber hatte die heran kommende Schönheit das Malheur, ihren Fächer fallen zu lassen, und in der hierdurch entstehenden kurzen Bewirrung überhörte man den Namen der Dame, welche in so hohem Grade die Aufmerksamkeit des Barons erregt hatte.

Dieselbe begnügte die Hausherrin mit einer leichten Bewegung und berührte dann deren dargebotene Hand. Ihr Haar war auffallend hellblond, fast schneeweiß, ihre Gesichtsfarbe wunderbar zart und weiß, ihre Augen vom lichtesten Grau.

Die Generalkonsulin sagte ihr in Eile ein verbindliches Wort, wobei sie sich vergeblich den Kopf darüber zerbrach, wer diese ichöne Fremde wohl sein könne. Gehörte sie zu den Geliebten? Während sie sich dann zu dem Eisenbahndirector und dessen Töchtern wendete, rauschte die Unbekannte nach einer leisen, unverständlichen Entgegnung dem großen Salon zu. Die Hausherrin blickte ihr nach. Die Fremde verneigte sich gegen jemand, gleich darauf wieder und dann noch einmal. Dem Ansehen nach hatte sie also Bekannte unter den Anwesenden.

Der Baron wechselte einige Worte mit dem Eisenbahndirector und als dieser mit seinen Damen passirt war, trat er wieder an die Generalkonsulin heran.

„Eine Schönheit ersten Ranges, nicht wahr?“ „Ihre Namen aber überhörte ich.“ „Auch ich verstand denselben nicht.“

„Aberdem erinnere ich mich nicht, die Dame gesehen zu haben. Sie wird mit einer meiner Töchter bekannt oder befreundet sein und so eine Einladung erhalten haben.“

„Zwar habe ich die Karten alle durchgesehen, aber mein Gedächtnis läßt mich jetzt manchmal im Stich. Ich darf hier mehrmals nach nicht verlassen; wenn Sie eine von meinen Töchtern sehen, Herr Baron, die Adelsbeide oder die Ellen, wollen Sie dieselbe zu mir herschicken? Ach, da kommt mein Mann! Alexander, geh' doch einmal in den blauen Salon und sage mir dann, wer die Dame mit dem auffallend hellblonden Haar ist.“

„Um“, machte der Generalkonsul. „Blondinen giebt's dort drinnen Dugendweis.“

„Kommen Sie; ich will Ihnen die Betreffende zeigen.“ „Ihre Herren gingen davon, allein, wie die auf Kundschaft aus der Arde entsendeten Raben, kehrten auch sie nicht zurück.“

Die Viertelsunde berging, dann sagte sich die Dame des Hauses, daß sie nunmehr als Wirtin im Vorzimmer ihre Schuldigkeit gethan habe, und erschöpft zog sie sich auf einige Augenblicke zurück.

Sie vergaß die Unbekannte; ein Zufall führte ihr später erst ihre älteste Tochter in den Weg.

„Da bist Du ja, Adelsbeide.“ „Ist's nicht etwas fragen, habe aber wieder vergessen, was es war.“

„Ach ja, jetzt fällt mir's wieder ein. Wer ist denn eigentlich — jetzt seh' ich sie nicht — doch, dort drüben steht sie — wer ist denn eigentlich die hellblonde Dame da neben dem Spiegel?“

„Die in Meergrün? Das weiß ich nicht, Mama.“ „Ich weiß es auch nicht, ich meine aber, daß sie Dir bekannt sein würde. Schick mir Ellen her.“

Es vergingen zwanzig Minuten, ehe die jüngste Tochter vor ihrer Mutter erschien. Die Meergrüne hatte sich inzwischen in den nächsten Salon begeben.

„Ich weiß, wen Du meinst, Mama, aber ich kenne sie nicht. Sie hat Haar wie früher meine Puppe trug, und dazu ein Kleid so grün wie unreife Pflaumen.“

„Ganz recht.“ „Ich weiß nicht, wer sie ist.“ „Seht jetzt auch der Baron wieder.“

„Der Generalkonsul konnte mir keine Auskunft geben, gnädigste Frau.“ „Ist er.“

„Ich will's bald erfahren“, sagte Ellen. „Seit zehn Minuten plaudert sie mit dem Doktor von Rapport; den werde ich fragen.“

Die junge Dame hüpfte davon. Der Doktor von Rapport lehnte an einem der Pilaster des großen Salons und lagte vergnügt zu den Bemerkungen, mit denen zwei andere junge Herren ihn traktirten. Ellens scharfes Ohr fing einige derselben auf.

„Das Mißverständnis war ihm Nebenache, ha! Blüde mit auch Nebenache gewesen sein. Ein großartig schönes Weib!“

„Sagt ihm auf den Kopf zu, ihn in Nizza gesehen zu haben, und dabei ist Rapport noch niemals über das Weibsbild von Berlin hinausgekommen!“

„Oho, bis Dresden war ich doch schon einmal!“ entgegnete der junge Doktor. Dabei fiel sein Blick auf Ellen.

„Im Nu war er an des Wädchens Seite. „Dorf ich Sie um den ersten Tanz bitten, gnädigstes Fräulein“, bat er leise.“

„Davon später“, versetzte Ellen. „Zunächst möchte ich Sie um eine Auskunft erfragen. Wer ist die Dame, mit der Sie sich vorhin so angelegentlich unterhielten?“

„Der Doktor fing an zu lachen. „Vorüber lassen Sie?“ fragte Ella streng. „O, ganz einfach, weil's zum Lachen ist. Diese beiden Herren haben mich schon genug damit ausgezogen. Sie meinen die ichöne Dame mit dem sammetblonden Haar, nicht wahr?“

„Ja.“ „Nun, ich stehe vorhin in der Nähe derselben und denke an nichts Arges, da kommt sie plötzlich auf mich los, reicht mir die Hand und sagt: „Sie sind der Herr Doktor von Rapport, wenn ich mich nicht täusche.“ Ich kann's natürlich nicht leugnen, ta freut sie sich wie ein Schneefönl und bebauert, mich so unendlich lange nicht gesehen zu haben; selbstverständlich widerspreche ich nicht und sage, daß allerdings eine sehr lange Zeit inzwischen vergangen wäre, und sehen Sie, so kamen wir ins Gespräch.“

„Und Sie wissen nicht, wer die Dame ist?“ „Keine Spur! Hab' sie vorher im ganzen Leben noch nicht gesehen. Wer ist sie denn?“

„Und wo sollte dieselbe Sie schon einmal getroffen haben?“ forschte Ellen weiter, ohne auf des Doktors Frage zu achten.

„Darauf kam die Rede erst ganz zuletzt. Sie meinte, daß sie mich vor zwei Jahren in Nizza gesehen und gesprochen haben müsse, und ich war schon so ins Plunkern gekommen, um der ichönen Frau in ihren Reminiscenzen möglichst zu begegnen und sie nicht zu enttäuschen, daß mir die Courage zu dem Selbständlich fehlte, niemals in Nizza gewesen zu sein. Sie hat mich für einen ganz anderen gehalten, das merkte ich gleich nach den ersten Worten. Aber, sehen Sie, gnädigstes Fräulein, ich hatte mich bereits in ein solches Dagegenweb eingespinnen, daß ich beim besten Willen nicht mehr heraus konnte; jene beiden Sortlosen behaupteten sogar, daß ich gar nicht heraus wollte.“

Ellen lachte. „Die Dame ist sehr schön“, sagte sie, „ich habe jedoch die Empfindung, als wäre sie nicht ganz — wie soll ich mich ausdrücken — nicht ganz good style.“

„Sie bewilligen mir also den ersten Tanz, Fräulein Ellen?“ „Ist der Doktor.“

„Weiß ich noch nicht.“ „Wenn ich wüßte, wie die sammetblonde Dame heißt, so würde ich diese um den ersten Tanz bitten“, sagte der junge Mann neckisch. „Ich werde den Namen derselben aber von der gnädigen Frau Mama erfahren.“

„Das werden Sie nicht“, versetzte Ellen, sich mit einem Lächeln entfernend, welches ihm nicht ganz verständlich war.

Auf dem Wege zur Mutter gewohnte sie die ichöne Unbekannte im Gespräch mit dem Eisenbahndirector.

„Daß sie in dem Augenblick auch gerade den Fächer fallen lassen mußte!“ sagte die Generalkonsulin zu dem

Baron, als die Tochter hereintrat. „Nun, Ellen, was hast Du von Herrn von Rapport erfahren?“

„Nichts, Mama“, antwortete die junge Dame. „Das Geheimnis wird immer unheimlicher! Denke Dir nur, sie hat ihn für einen ganz anderen gehalten.“

„Sie hat vorhin die Frau Geheimrath G. begrüßt, wenn ich nicht irre. Da kommt die Frau Geheimrath gerade; ich werde sie fragen.“

Die Hausherrin ging auf die Dame zu. „Nicht“, sagte diese. „Nicht soll sie begrüßt haben? Ich weiß davon nichts. Ich kenne sie ja auch gar nicht.“

Die Generalkonsulin erklärte der Geheimrätthin nimmere den Sachverhalt.

„Wissen Sie was, meine Liebe“, sagte die letztere, als sie Alles erfahren hatte, „ich an Ihrer Stelle ginge hin und fragte sie persönlich.“

„Sie haben recht, weiter bleibt mir auch nichts mehr übrig.“

Damit machte sich die Hausherrin auf den Weg zu der Unbekannten.

„Verzeihen Sie mir“, redete sie dieselbe an, „ich habe vorhin Ihren Namen nicht verstanden, auch ist mein Gedächtnis neuerdings recht schwach. Ich erinnere mich nicht, schon früher Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben.“

„Mein Name ist Fonthelm, Klara Fonthelm, Wittve des Alttergutsbesizers Kurt Fonthelm“, versetzte die Dame. „Es hat mir sehr leid gethan, Ihren freundlichen Besuch am vergangenen Montag nicht eher erwidern zu können. Es war so lebenswürdig von Ihnen, mich so bald aufzusuchen.“

„Fonthelm... meinen Besuch vom Montag.“

Die Generalkonsulin schaute die Anberathen und verständnislos an. Eine leichte Verlegenheit lagte sich der meergrünen Dame zu bemächtigen.

„Sollte hier ein Mißverständnis obwalten“, sagte sie. „Ich kenne Sie nicht persönlich, da ich ja nicht zu Hause war, als Sie mir die Ehre Ihres Besuches schenken wollten. In der Familie des Herrn von Linden, die mir und auch wohl Ihnen befreundet ist, hörte ich, daß Sie bei mir gewesen seien, um mich zu Ihrem heutigen Abend zu bitten.“

Die Hausherrin wußte nicht, was sie sagen sollte. „Sie sind doch die Generalkonsulin Drlovius, die Stiefschwester meines seligen Mannes?“

„Hier waltet thatsächlich ein Mißverständnis“, entgegnete die Dame des Hauses. „Mein Mann ist der Generalkonsul Mettenbach.“

Frau Fonthelm erhob sich schnell. „Dann bitte ich tausendmal um Entschuldigung!“ rief sie. „Ich bin fremd in Berlin, erst vor vierzehn Tagen aus Ostpreußen hier eingetroffen. Ich war an Frau Drlovius empfohlen, die ich jedoch ebenfalls nicht persönlich kenne. Daher der Irrthum. Herr v. Linden brachte mich in seinem Wagen hieher. Er wird die Adresse verwechselt haben.“

Frau Mettenbach lächelte. „Das ist sehr leicht möglich“, sagte sie. „Der Generalkonsul Drlovius wohnt in der Viktoriatrasse, an der Ecke der Viktoriatrasse.“

„Ganz recht, es war die Adresse“, nickte Frau Fonthelm.

„Und dies ist die Viktoriatrasse.“

„Ich bin außer mir, daß ich mich so treuen mußte!“

„Aber ich bitte Sie, beruhigen Sie sich. Sie haben hier Bekannte genug gefunden, wie ich gesehen habe, und mir persönlich ist es ein angenehmes Vergnügen, Sie kennen gelernt zu haben.“

Frau Fonthelm drückte noch einmal auf das Lebhafteste ihr Bedauern aus, dann empfahl sie sich schnell und verließ die gastlichen Räume.

Ein Herr, der ihr auf der Treppe begegnete, sah ihr scharf ins Gesicht und suchte dann eilig die Generalkonsulin auf.

„Dorf ich Sie um den Namen der Dame bitten, die soeben hier hinausgegangen ist?“

„Vor zehn Minuten noch hätte ich dieselbe Frage vielleicht an Sie gerichtet, Herr Kapitän. Sie ist eine Frau Fonthelm, Wittve des in Ostpreußen verstorbenen Alttergutsbesizers Fonthelm. Sie hatte sich in der Abreise gerührt und die Viktoriatrasse mit der Thiergartenstraße, den Generalkonsul Mettenbach mit dem Generalkonsul Drlovius verwechselt.“

„Weiter wissen Sie nichts von ihr?“

„Weiter nichts.“

„Dann entschuldigen Sie mich gütlich.“

Der Kapitän eilte hinaus und die Treppe hinunter. Frau Fonthelm öffnete soeben die schwere Hausthür.

„Sie geflanten mir wohl, Sie nach Ihrem Hotel zu geleiten Mademoiselle Beroy, alias Melida Patoff.“

„Ist er nicht.“

Die Dame fuhr zurück, dann aber lächelte sie und verneigte sich leicht.

„Monsieur est bien aimable“, versetzte sie.

Er führte sie zu einer in der Nähe haltenden Droschke und hielt ihr einsteigen.

„Fahren Sie in möglichem Schritt dem Potsdamer Thor zu,“ befahl er dem Kutscher.

Dann wendete er sich an seine Gefährtin.

„Hier also treffen wir uns wieder, Mademoiselle.“

„Oui, Monsieur.“

„Haben Sie schon viel Bekannte in Berlin?“

„Non, Monsieur, nicht viel.“

„Die Generalkonsulin Mettenbach wäre eine willkommene Empfehlung für Sie gewesen, nicht wahr? Denken Sie nur, wo Ihnen dieser Name überall Einführung verschafft hätte. Ja ja, das würde Ihnen wohl gefallen haben.“

„Monsieur beliebt zu scherzen.“

„Wollen Sie nun die Güte haben, mir zu sagen, was Sie in Ihrer Tasche haben?“

„Mein Taschentuch, Monsieur.“

„Und was noch?“

„Eine magere Brie.“

„Was sonst noch?“

„Das ist alles.“

„O! Bestimmen Sie sich, Mademoiselle.“

„Das ist alles, ma foi!“

„Der Mann dort unter der Laterne, der mit dem blauen Helm — sehen Sie ihn? Das ist ein Berliner Schutzmann. Was haben Sie sonst noch in der Tasche, Mademoiselle?“

„Nur noch diese Kleinigkeit,“ sagte Frau Fontaine, die Witwe des ostpreussischen Rittergutsbesizers, indem sie dem Kapitän eine kleine brillantensummierte Brosche einhändigte.

„Weiter nichts?“

„Weiter nichts, Monsieur. Ich habe heute kein Glück gehabt.“

„Und Sie sind überzeugt, daß Sie sonst nichts in der Tasche haben? Sie brauchen den Schutzmann nur zu rufen, und —“

„Sparen Sie die Mühe. Ich habe wahrhaftig weiter nichts.“

„Gut. Ich will Ihnen glauben und Sie in Frieden lassen lassen — der alten Erinnerungen willen. Gute Nacht, Mademoiselle.“

„Gute Nacht, Monsieur.“

„Der Kapitän verließ den Wagen und ging zur Viktoriastraße zurück.“

„Ich habe mich getrtt,“ sagte er zu der Generalkonsulin.

„Ich glaubte in der Dame eine alte Bekannte aus Wiesbaden wiederzusehen; es war aber eine Täuschung. Da,“ fügte er hinzu, ihr die Brosche in die Hand legend, „das habe ich Ihnen im Voraus gefunden. Sie wissen vielleicht, wem das Ding gehört.“

„Die Besizerin wird sich sicherlich bald bei mir melden.“

Einige Tage darauf trafen die beiden Generalkonsulinnen, Frau Mettenbach und Frau Driehaus, sich einander auf der Straße.

„Hat Frau Fontaine Ihnen erzählt, wie sie neulich meinen Gesellschaftsabend mit dem Ihrigen verwechselte?“ fragte Frau Mettenbach.

„Die Frau Fontaine? Die war doch aber auf meinem „rou“, zwei Tage vor dem Ihren! Der Kutscher hatte sie vor die falsche Thür gefahren, denn sie wollte zu Ihnen.“

„Frau Mettenbach öffnete die Augen starr und weit.“

„Wann ist das gewesen?“ fragte sie.

„Am Mittwoch. Den Tag verweise ich in meinem Leben nicht! Denken Sie nur, in dem Trudel habe ich mein schönes Brillantenarmband verloren!“

F. M.

Soll und Haben im Haushalt der Nerven.

Von Professor Graf von Mörner.

Wie der Geschäftsmann genau Buch führt über sein Soll und Haben und sorgsam die Bilanz führt über Ausgaben und Einnahmen, bestrbt, einen Aufwand zu vermeiden, der seine Kräfte übersteigt und ihn zu ruinieren geeignet ist, so muß im allgemeinen der Mensch darauf bedacht sein, daß die Einnahme an seiner Körperkraft von Dem, was er davon verbraucht, nicht überwiegen und besonders, daß im Gleichgewicht seiner Nerven dauernde Störungen, die ihm verhängnisvoll werden müßten, vermeiden werden.

Unter Nervensystem, wovon in früherer Zeit kaum mehr als sein Name bekannt war, bildet einen der wichtigsten und wohl den feinsten Theil in unserem Organismus. Von Gehirn und Rückenmark als Zentralorgan ausgehend, erstreckt es sich in einem Netze von Ausläufern, gewissermaßen Kanälen, nach allen übrigen Körpertheilen und legt sich mit den großen Mittelorganen in Verbindung.

Man kann die Nerven mit Recht die Spanntkräfte unseres Körpers nennen. Ihre Thätigkeit gleicht der der Seile, die das Pulser in den Muskeln gespannt und bewahrt, und der des Blutes, wenn er fernortbefindend den Ausgleich zwischen einer in den Wollen entstandenen Spannung und einer Kraft herbeiführt, die sich auf der Seilenspitze entwickelt hat.

So haben die Nerven den Zweck, den Ausgleich zu vermitteln, zwischen der ihnen eigenen Spannung und den auf sie von außen einwirkenden Kräften. Sie gehen, wenn auch in ihrer Ernährung abhängig von anderen Organen, einen so hohen Grad der Selbstständigkeit, daß sowohl die gänzliche Zerrüttung des Körpers keineswegs den Fortbestand geistiger Klarheit bis zum Ende ausschließt, als auch b. l. völliger Linnachung des Geistes

physisches Wohlbefinden leicht möglich ist. Nervendankrotture erlebte es leider nur zu viele in unserer Zeit, die viel und rücksichtslos gegen jene wichtigen Faktoren der Gesundheit, gegen die Nerven gekämpft. Es ist dies um so trauriger, als die Natur uns reich und gefällige Mittel, unsere Kraft zu erhalten und zu erregen, an die Hand gibt.

Ein Mittel, verbrauchte Kräfte leicht und mühelos zu erregen, ist der Schlaf, der von selbst kommt, wenn die Nerven das Ihrige gethan haben, und ermüdet sind. Er dient ja dazu, die Spannung des Körpers und Geistes zu lösen und den erschöpften Organen neue Kräfte zuzuführen. Es ist darum verfehlt, sich gegen die Naturnothenwendigkeit zu schämen, aufzuheulen, es ist thöricht, den Schlaf so lange wie möglich zurückzuhalten oder durch künstliche Mittel verdrängen zu wollen. Denn er ist wie ein guter Freund, der trotz Zurückweisung sich immer wieder einstellt, und desto dringender wird, je weniger man auf ihn achtet. Aber es ist gefährlich, ihn gar zu hartnäckig von sich zu weisen. Wer seiner Natur zu viel zumühet, kann es erfahren, daß die Ruhe, wenn er sie endlich herbeiwünscht, ausbleibt, er ist dann gezwungen, seine Schlaflosigkeit durch künstliche Mittel zu vertreiben, seine Schlaflosigkeit durch künstliche Schlaf zu kaufen, der, statt zu erquicken, schwer auf ihn lastet und ihn müder ermaden läßt, als er sich niederlegt. Viele, und gerade die Jugend ist geneigt, dies zu thun, betrachten den Schlaf als ein notwendiges Uebel, und legen, um die Stunde des Genusses zu prolongiren, lieber zu von dem Wenigen, was sie haben, als daß sie die reichen Gaben annehmen die ein gelunder Schlaf ihnen bieten würde.

Regen und pflegen wir also den Schlaf; er ist ein guter Kunde, der unserem Geschäfte manchen Vortheil gewährt, es zu Wäutze und Geheiß bringen hilft und so wichtig für sein Bestehen ist, daß, wer ihn von sich weist, den Weg geht, der zum Abgrund führt.

Wollen wir aber auch die Rechte des Schlafes gelten lassen, so müssen wir dennoch es vermeiden, von einem Extrem in das andere, von angestrengtester Thätigkeit in die völlige Ruhe des Schlafes zu verfallen. Dieser rasche Uebergang würde gerade wie ein kaltes Bad einem erhitzten Körper unermesslich und schädlich sein. Ein Uebergang, der Schaffen und Ruhen trennt, ein Mittelweg, das Körper und Geist nach hält, ohne angestrengt, muß vorhanden sein. Man nennt es Erholung.

Ihren Verth können bereits die Alten und Cicero hat sie im Auge, wenn er den Dichter Archias vertheidigend, die Dichter schon deshalb geehrt wissen will, weil sie es verständen, einen angespannten Geist allmählich zur Ruhe zu bringen.

Ist eine Erholungszeit schon ein Bedürfnis, daß sich täglich geltend macht, so ist umso mehr die allgemeine Sehnsucht begründet, einmal im Jahre längere Zeit, Wochen lang, ruhen zu dürfen.

Urlaub der erzieht Tag ist da. Der Rest der Arbeit wird mit einer letzten guten Anstrengung rasch bewältigt, rasch werden die aufgegebenen Vorbereitungen getroffen, dann geht es dahin, und fern von den Geschäften erhebt man sich sorgloser Ruhe, um Körper und Geist wieder aufleben zu lassen. Doch sind es Wenige, die wirklich Erholung finden, und der Wenigen ist sie von Dauer, wenn man zurückgekehrt, sich in eine Menge von Geschäften wieder einarbeiten soll.

Es soll damit keineswegs dem modernen Urlaube jede Berechtigung abgesprochen werden, denn er ist eine wohlthätige Einrichtung, die nur den Fesler hat, daß der Kräfteaufwand, den 11 Monate angestrengter Thätigkeit erfordert, sich nicht während einer Erholungszeit von 3—4 Wochen ersehen läßt, und daß ein mißliches Wiederarbeiten in die Geschäfte eine Anstrengung bedeutet, die nach längerer Unthätigkeit doppelt schwer wiegt. Ein solcher Urlaub genügt nicht. Es muß also in dieser Hinsicht eine Verbesserung eintreten, die leicht und wirksam geschloft werden kann, wenn wir die Worte der Schrift befolgen wollen, die da sagt: „6 Tage sollst du arbeiten, am 7ten sollst du ruhen.“

Wenn wir es doch wieder so halten wollten, wie es unsere Väter und Großväter geübt haben! Der Sonntag, der 52 Mal im Jahre wiederkehrende Ruhetag der Schrift, er möge wirklich der Ruhe gemeint werden.

Die 52 Tage in ihrer schönen Vertheilung auf das ganze Jahr lie sollen dem körperlich und geistig angestrengten Manne Gelegenheit geben, was er durch 6 Tage Arbeit an Kraft gebraucht, an einem Tage der Ruhe leicht zu ersehen! Wir können dadurch die kleinen Schäden viel leichter ausbessern, als wenn wir gezwungen sind, ein Jahr hindurch zuzuleiden.

Es möge also der Urlaub in seiner modernen Form zwar beibehalten werden, sein Zweck sei aber lediglich, als Schlüssel das von den Verlusten der Wochen zu erziehen, was uns die Ruhe des Sonntags nicht retten konnte.

Können wir aber durch Schonung und Aus: unsere Kraft erhalten, so liegt es auch in unserer Macht, sie zu stärken und durch planvolle Übung so zu entwickeln, daß sie den stürzenden Angriffen weichen wird. Dazu bedürfen wir wie gelagert der Übung. Sie wird uns befähigen, Dinge, denen wir zuerst hilflos gegenüberstanden, später leicht mühelos zu bewältigen. Eine progressive Anspannung der Kraft, die stets Rücksicht auf Uebermüdung, ist ihr Geheimnis. Dadurch stärkt sie die Kraft, bringt Fertigkeit, vervollkommen dieselbe, bis sie zur Vollenbung zum Können geworden ist. „Können, nicht Wissen.“ Es giebt Verlaß des Wissens, sie stehen jedem zur Verfügung; es giebt kein Buch des Könnens. Wer das Können sein nennt, dem steht das Wissen zur Verfügung, weil er es erwerben kann. Mögen wir aber, um ein Beispiel zu gebrauchen, die Werke eines großen Künstlers genau

tennen, uns klar sein über die Mittel, womit sie gemacht, uns eines jeden Brunkes, einer jeden Farbe davon bewußt sein, wir können sie doch nur bewundern, nicht — nachmachen — ohne das Können des Meisters zu besitzen.

Nur das Können giebt dem Wissen Werth, und gerade darauf dürfte in der Erziehung der Jugend Gewicht zu legen sein, daß in der Schule Geist und Fähigkeiten gelbt, das Talent veredelt, und daß der Reim zu einem fruchtbaren Können gelegt werde, zu einem Können, das sich entfalten wird, wenn die Wissenschaft der Schulbank längst vergessen und verachtet ist. Darum heißen unsere Mittelschulen mit Recht Gymnasien, Lehrschriften für Herz und Geist; weil sie uns fähig machen wollen, was auch im Leben an uns herantraten kann, erlassen und bereifen zu können, und weil, mögen wir mit dem Schulstund auch alles abschütteln, was wir dort gesehen und gelernt, uns doch das Wichtigste erhalten bleibt, ein gefäster und geübter Verstand.

Möge darum stets in der Erziehung der Grundfag gelten, daß es gefährlich und unnütz ist, einen Bogen zu überspannen, daß es verfehlt ist, junge Köpfe mit einem Wissen zu überladen, das später mehr oder minder vergessen und unbrauchbar wird, statt zu bedenken, daß die besten Früchte einer guten Erziehung ein elastischer und scharfer Verstand und ein gebildetes Talent sind. Das Ziel zu hoch zu nehmen ist wertlos, ein überladener Kopf überanstrengte Nerven werden wie eine forcirte Schraube zu bemelden Resultate führen: zur Leistungsunfähigkeit.

Man möchte fragen, woher es komme, daß gerade in unserer Zeit so viele Leute in Gefahr kommen, veranlaßt zu werden, da doch vor 40 oder 50 Jahren kaum mehr als die anfälligen Erscheinungen dieser Art bekannt waren. Es liegt dies einfach in den veränderten Verhältnissen der Zeit, in den gesteigerten Bevölkerungsziffern, in dem erhöhten Handel und Wandel, den uns der erleichterte Verkehr gebracht hat, in dem Lärm und Qualm des Großstadtlebens, und endlich in den fast verzeichneten Beziehungen, in die der Dampf und der dadurch gehobene Verkehr das Individuum zu seinem Nebenmenschen gebracht hat.

So käme man, ohne daß sich die Welt seither verhältnismäßig hätte oder leichtinniger geworden wäre, unerschuldet in Gefahren, aus denen es keine Rettung giebt? Hilfe und Rettung liegen in der Rücksichtnahme auf das Gefühl der Ermüdung, das sich geltend macht, wenn unsere Nerven allzuweh angepannt werden.

Dies Gefühl tritt ein, wenn unter Schid zu lange den taugend Geräuschen des großstädtlichen Verkehrs ausgesetzt ist, wir empfinden es, wenn, nicht Fülle, im Gegentheil Mangel an Licht unter Anstrengung.

Wir empfinden es, wenn der Qualm und der Rauch der Stadt uns den Athem bestemmt. Hier also ist Besserung zu schaffen. Unterstützen wir also eine Stabsgemeinde in dem Bestreben, den Verkehr geräuschloser zu machen, unterstützen wir sie in dem Plane, in Schulparkstätten mit hohen Fenstern der sich erweckenden Jugend Licht und Luft zuzuführen. Wir führen damit keinen Kampf um Luxus und Wohlleben, wir tragen nur das Unsere dazu bei, die zivilisirte Welt vor Degenerierung zu schützen, indem wir den Verkehr angenehmer zu gestalten suchen.

Vermischtes.

Berlin, 14. Januar. Noch niemals haben wir in Berlin eine eindrucksvollere Ausstellung kunstgewerblicher Gegenstände gesehen, als die heute vorantag von der Kaiserin und einer größeren Zahl gelehrter Personen besichtigte Japan-Ausstellung des Kunstgewerbesmuseums, die von morgen ab dem Publikum geöffnet sein wird. Der Kaiser des Mikados ist ganz eigenommen von großen, kleinen und kleinsten Gegenständen des japanischen Kunstgewerbes und Handwerken verliehen und Bewunderung, von Sammlern und Liebhabern der Kunst und Wissenschaft ausgereizt sind. Der vornehm Eindruck der Gediegenheit, der den Eintretenden empfängt, steigert sich beim Fortschreiten der Einzelheiten und man ermannet sich über die Fülle ganz hervorragender Stücke japanischer Kunstgewerbe neuerer und älterer Zeit, die mehr oder mehr Techniken in denen uns noch immer unerreichte Muster bietet. Weitvollständiger und von allem älteren Porzellan, Emaille und Metallarbeiten. Zu den schönsten Werken der Steinmetz — Sculpturen gehören die bis ins Kleinste liebevolle Ausführung und die bewundernswürdige Konsequenz und Scharfe der Ausführung. Zum Schönen gehören die Einzelheiten, in denen die Wangen und Thronwelt in zarterer Ausführung den Japaner nicht in der zu weit gehenden Nachahmung des Spanischen folgen wollen: diese eigenartige Kunstfertigkeit kann sich nur an dem Stammen ostasiatischen Volkstümern entfallen. Sie kann und soll nicht auf unsere europäische Kultur angewandt werden. Aber wir leben aus vieler unverständlichen Anschauung, die viel vor noch von den japanischen Meistern an Durchdringung der kunstgewerblichen Arbeit, an Stillschliff, an Reiz und Sauerheit der reinlichen Durchführung zu lernen haben. Der Vortrag des Eintrittsgeldes ist zur Unterstüzung der in Japan durch die Erdbeben hervorgerufenen Noth bestimmt, von der einige ausgeheilte Photographien einer lebhaften Eindruck geben. — Von Kaiserin und Kaiser: Gegenstand: Reis, die Müht durch das Erzerzieren Eisenmuskeln tragen, das ist, wenn Sie nur die Mole kumpfen. — Gebantenpflanze. Theilnehmende Freunde findet man in solchen Zeiten reich, wenn man aus Nummer — Begewertete Sandbewegungen werden — ist über genommen, wenn das Regenerierte Geld ist. — Kleine Schilmeier. Mutter: „Doro! Toni! was thut Du, denn da? Warum legt Ihr denn die schönsten Stücke nach unten?“ — „Weißt Du, Mama, die Güte müssen doch zuerst nehmen — da bleibt denn das Beste für uns!“

Für die Redaktion verantwortlich: Julius Gndis.